

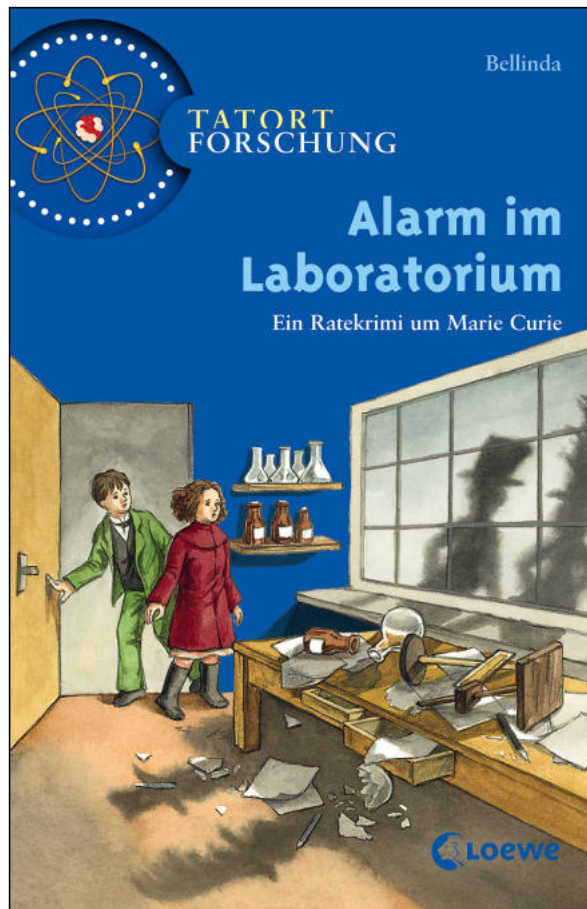


Unverkäufliche Leseprobe

**Bellinda**

Tatort Forschung

## **Alarm im Laboratorium**



durchgehend farbig illustriert von Yusun Koh

13,0 x 20,0 cm, Hardcover

128 Seiten, ab 10 Jahren, Januar 2009

7,90 EUR [D]

8,20 EUR [A] · CHF 14,90

ISBN: 978-3-7855-6377-9

[www.loewe-verlag.de](http://www.loewe-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2009 Loewe Verlag, Bindlach





## Ein Täter auf vier Beinen?

Die Wintersonne schien hellgelb und warm durch die Fensterscheiben des Laboratoriums der Universität. Kleine Staubpartikel schwebten schwerelos in den Lichtkegeln des Sonnenscheins. Messgeräte und Kristallgefäße funkelten und glitzerten geheimnisvoll auf den Regalen und Tischen.

Aber die Kinder bemerkten dies nicht. Sie starrten allesamt gebannt auf das Reagenzglas vor ihnen auf dem Labortisch. Es steckte mit der Öffnung nach unten über dem Brenner.

„Und was ist daran so interessant?“, fragte der Fremde, der den Kindern über die Schultern sah. Professor Langevin schmunzelte in seinen Bart hinein und ermunterte die Kinder mit einem Augenzwinkern, den Reporter aufzuklären.

Frédéric traute sich als Erster.

„Wir überprüfen, welche Stoffe im Reagenzglas sind. Wenn wir den Brenner einschalten und anschließend ein dumpfes *Fump* zu hören ist, dann enthält das Glas reinen Wasserstoff. Denn Wasserstoff reagiert auf diese Art mit Luft, wenn er entzündet wird. Wenn aber ein leichtes Pfeifen zu hören ist, dann ent-

hält das Reagenzglas Wasserstoff vermischt mit Sauerstoff“, erklärte er und lenkte seine Augen wieder auf das Reagenzglas.

Der Reporter nickte etwas verwirrt und wollte gerade ein Fragezeichen notieren, da ertönte ein ohrenbetäubender Knall.

Irène lachte auf und klatschte in die Hände. Frédéric fiel mit den anderen in ihr Lachen ein.

„Oder aber es gibt einen furchtbaren *Wums*. Dann weiß man, dass Knallgas im Glas war“, gluckste er.

„Knallgas?“, flüsterte der Reporter, der plötzlich ganz bleich aussah und um seine Fassung rang.

„Das Rezept ist: Wasserstoff, Sauerstoff und Hitze. Und dann kommt noch viel Luft dazu. Und es macht *Bumm*“, kicherte Frédéric.



„Was in aller Welt machen Sie da?“, zischte der Reporter Professor Langevin zu.

Professor Langevin schmunzelte und drehte die Flamme des Brenners aus. „Monsieur, die Kinder sollen durch Experimente mit der Wissenschaft der Chemie vertraut werden.“

„Und dafür sprengen Sie beinahe das Laboratorium der Sorbonne in die Luft?“

„Aber nein. Es ist wichtig zu wissen, wie man überprüft, ob Knallgas in einem Behälter ist. Damit es keine schlimmen Explosionen bei größeren Experimenten gibt. So einfach ist das.“

Mit einem freundlichen, aber bestimmten „Au revoir, Monsieur Chevallier“ komplimentierte er den Reporter hinaus und half dann seinen Schülern bei den Aufräumarbeiten im Labor, denn die Unterrichtsstunde war für heute beendet.

„Heute gibt es noch etwas zu feiern bei dir zu Hause, Irène.“ Professor Langevin schielte über Irènes Schulter auf ihre Notizen und nickte anerkennend mit dem Kopf. Irène blinzelte gedankenverloren zu ihm hoch.

„Wie meinen Sie das?“

„Du wirst schon sehen“, deutete der Lehrer an.

„Professor Langevin, Sie können nicht erst ein

Thema anreißen und uns dann im Ungewissen lassen. Das ist nicht wissenschaftlich!“, schimpfte Irène.

Professor Langevin hob lachend die Arme: „Schon gut, schon gut. Ich habe gehört, dass deine Mutter in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen werden soll. Sofern sie die Wahl gewinnt natürlich. Aber davon gehe ich aus.“

Mit diesen Worten schnappte er seine Unterlagen und eilte zur Tür hinaus. Die Studenten einer Vorlesung erwarteten ihn und er war schon spät dran. Irène konnte nicht glauben, was sie eben gehört hatte, und starrte mit offenem Mund zu Frédéric, der übers ganze Gesicht strahlte.

„Das ist ja wunderbar! Deine Mutter in der Akademie der Wissenschaften!“

„Keine Frau hat das je geschafft.“

„Deine Mutter wird es schaffen! Komm, lass uns schnell zu dir nach Hause fahren. Wir müssen ihr die Neuigkeit überbringen!“

Frédéric zog die immer noch baffe Irène von ihrem Stuhl hoch und zur Tür hinaus.

So schnell wie an diesem Tag waren sie wohl noch nie nach Sceaux geradelt. Die kleine Stadt im Südwesten von Paris lag weit entfernt von der Universi-

tät. Zumindest, wenn man sich mit dem Fahrrad zwischen Straßenbahnen, Droschken, Kutschen und Automobilen vorwärtskämpfen musste. Aber heute kam Irène der Weg nur halb so weit vor. Sie flogen beinahe über die Kopfsteinpflaster, und als sie endlich das kleine Haus erreichten, lehnte sie ihr Fahrrad nur unachtsam gegen die Hauswand und stürzte gemeinsam mit Frédéric ins Haus.

Im Salon tummelten sich jede Menge Gäste. Sie standen am Flügel und um den Tisch herum und hatten Gläser in den Händen, mit denen sie sich zuprosseten.



„Wir feiern Maries Kandidatur“, lachte Henri Poincaré, der berühmte Mathematiker und Freund ihrer Mutter, mit seiner dröhnenden Stimme, die das ganze Haus zu füllen schien.

Irène waren so viele Menschen etwas unangenehm und so suchte sie den Blick ihrer Mutter. In Marie Curies Augen lag eine Mischung aus Erheiterung und Verzweiflung. Sie mochte den Trubel in ihrem Salon ebenso wenig wie ihre Tochter Irène.

„Mé, das ist wundervoll!“, flüsterte Irène und drückte sich an ihre Mutter.

„Erstens bin ich noch nicht gewählt, zweitens nicht besonders an derartigen Auszeichnungen interessiert. Das weißt du doch“, antwortete Marie Curie und strich ihrer Tochter übers Haar.

„Aber Mé ...“, versuchte Irène einzuwerfen, kam aber nicht weiter, da Elise, das Dienstmädchen, etwas ungestüm zur Tür hereinpolterte und verkündete, dass das Essen aufgetragen würde.

Frédéric war wie jeden Tag im Haus Curie eingeladen, obwohl er im Nachbarhaus wohnte, und quetschte sich auf einen Stuhl zwischen Irène und deren Schwester Eve. Er ließ seinen Blick über die Gäste schweifen und erkannte neben Monsieur Poincaré, Paul Appell, den Dekan der Fakultät, und



Jean Perrin, Professor an der Sorbonne. Nur zwei Leute waren ihm völlig unbekannt.

„Wer ist das?“, flüsterte er Irène fragend zu. Doch sie zuckte nur mit den Schultern.

Marie Curie allerdings hatte die Frage aufgeschnappt und stellte den beiden Kindern die Unbekannten vor.

„Das sind Madame Odette Dupont und Monsieur Antoine Roche. Sie sind Wissenschaftler und erst vor Kurzem in Paris angekommen.“

Irène horchte auf, während sie Odette Duponts etwas zu breites Lächeln und Antoine Roches schiefes Grinsen mit einem ernsten Kopfnicken quittierte. Es war ungewöhnlich, dass ihre Mutter mehr oder weniger Fremde in ihrem Haus empfing. Nun ja, vielleicht waren sie einfach mit den Gratulanten ins Haus gekommen, dachte Irène und wandte sich an ihre Mutter.



„Wirst du die Auszeichnung annehmen, Mé?“

„Ich ...“, weiter kam Marie Curie nicht, denn ein metallisches Scheppern ließ sie und die Gäste zusammenzucken.

„Das kam aus dem Garten“, stellte Frédéric fest.

„Bestimmt hat Elise wieder etwas zerbrochen“, krächte Eve.

„Ja, sie ist manchmal etwas laut“, murmelte Marie Curie, entschuldigte sich bei ihren Gästen und ging hinaus. Irène und Frédéric folgten ihr neugierig.

Marie Curie trat eben in den Garten hinaus, da zischte Didi, der grau getigerte Familienkater, mit einem sehr empörten *Miau* an ihnen vorbei und raste die Treppe in den oberen Stock hinauf.

Marie Curie schüttelte schmunzelnd den Kopf, bemerkte dann einen umgestoßenen Blecheimer, dazu jede Menge Kartoffelschalen und Gemüsereste, die über den Boden verteilt waren, und meinte lachend: „Ah, Didi hat sich am Abfall vergriffen.“

Sie stellte den großen Blecheimer, in dem Küchenabfälle für den Kompost gesammelt wurden, zurück auf die Gartenbank und ging wieder ins Haus. Frédéric wollte ihr folgen, aber Irène hielt ihn zurück.

„Ich glaube nicht, dass das Didi war“, sagte sie sehr bestimmt.



? Warum ist Irène so sicher,  
dass Didi nicht der Übeltäter war?



## Rätselhafte Botschaften

„Du hast völlig recht!“, stimmte Frédéric Irène zu. „Katzen sind an Gemüse oder Kartoffeln nicht sonderlich interessiert und sie wühlen auch nicht gerne im Müll.“

„Didi war das mit Sicherheit nicht! Schau mal, an der Türklinke hängt eine Kartoffelschale. So hoch kann Didi nicht springen. Nein, hier stimmt etwas nicht. Wir müssen es Mé erzählen.“

Irène strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und ging zurück in den Salon. Frédéric ließ seinen Blick noch einmal durch den Garten schweifen, runzelte die Stirn und folgte schließlich Irène.

Irène hatte bereits wieder am Tisch Platz genommen. Die Gesellschaft war in bester Laune, der Vorfall längst vergessen und man trank auf Marie Curie und ihren Erfolg.

Paul Appell erhob sich, stieß mit einem Löffel gegen sein Glas und lachte Marie Curie an, die sichtlich verlegen wurde. „Auf die erste Frau in der Akademie der Wissenschaften!“, rief er stolz und übermütig zugleich.

Die anderen Gäste erhoben ebenso ihre Gläser und

prosteten Madame Curie zu. Während sich Frédéric wieder zwischen Eve und Irène setzte, nahm Irène einen schnellen Schluck von ihrem Wasser, um ihre Mutter nicht vor den Kopf zu stoßen. Doch sie zupfte sofort am Ärmel ihres Kleides, kaum dass sie ihr Glas wieder abgesetzt hatte.



„Mé, etwas geht hier nicht mit rechten Dingen zu“, raunte sie ihrer Mutter zu.

Marie Curie sah erstaunt zu ihrer Tochter.

„Was meinst du?“

„Didi ist ein Kater. Kater gehen nicht an den Müll.“

„Zudem hing eine Kartoffelschale an der Türklinke“, stand Frédéric Irène hilfreich zur Seite. „Wie soll die dort hingekommen sein? Didi springt nicht so hoch.“

„Und was schließt ihr daraus?“, fragte Madame Curie ganz so, als wären sie im Unterricht und sie würde nach der Formel des freien Falls fragen.

„Dass ein Einbrecher hier war“, sagte Irène fest.

„Ein Einbrecher?“, rief Eve entsetzt. Der Löffel, mit dem sie eben noch die letzten Reste ihres Puddings ausgekratzt hatte, fiel scheppernd in die Schale. Marie Curie runzelte die Stirn, während die lebhaften Gespräche der Gäste abrupt abbrachen. Alle Augen waren auf Madame Curie geheftet.

„Einbrecher in deinem Haus?“, fragte Paul Appell etwas beunruhigt.

Madame Curie schüttelte den Kopf.

„Ein Einbrecher? Niemals. Eher eine hungrige Seele auf der Suche nach Nahrung. Es gibt so viele Notleidende Menschen heutzutage. Ich habe es trotzdem nicht gern, wenn man in meinen Garten eindringt. Doch ein Einbrecher ist nichts, wovor man sich fürchten muss. Einem wissenschaftlichen Rätsel nicht auf die Spur zu kommen – das ist es, was einem Angst einjagen sollte!“

Die kleine Eve schien beruhigt und grabschte nach Frédéric's Pudding, den dieser unter Protest verteidigte. Paul Appell schob augenzwinkernd seine Schale zu Eve.

„Nun, wir müssen uns die nächsten Tage einigen nicht weniger unangenehmen Dingen widmen, liebste Marie“, sagte Jean Perrin. „Du weißt, die Mitglieder der Akademie stimmen bevorzugt für den, der sich auch persönlich bei ihnen vorstellt.“



Madame Curie seufzte. Es schien, als würde eine kleine dunkle Wolke über ihr Gesicht ziehen. „Ich habe so viel zu tun. Aber ich weiß, es muss sein.“

Paul Appell lachte erleichtert auf. „Es wird sich lohnen. Wenn du erst in der Akademie aufgenommen bist, wird man deinem Antrag auf Zuschuss zu einem eigenen Laboratorium endlich zustimmen. Das ist die Mühen doch wert!“

„Und das ist genau der Grund, warum ich überhaupt für die Aufnahme kandidieren möchte. Das eigene Laboratorium vergrößern, verbessern. Endlich nicht mehr auf Geld achten zu müssen.“

„Nur Edouard Branly steht Ihrer Wahl noch im Wege. Ein harter Gegner“, sagte Antoine Roche, der

sich bislang nur wenig zu Wort gemeldet hatte. Seine Begleiterin Odette Dupont nickte heftig, während sie geziert an ihrem Weinglas nippte.

„Ein berühmter Mann, dieser Branly. Und hoch angesehen. Er lehrt am katholischen Institut und seine Erfindungen waren Meilensteine im Bereich der Funktechnik“, holte Antoine Roche aus.

Paul Appell unterbrach ihn ruhig, aber sehr bestimmt: „Maries Forschungen sind weitaus größere Meilensteine für die Menschheit.“

Madame Curie schüttelte amüsiert den Kopf über den Einsatz ihres Freundes. Antoine Roche räusperte sich und meinte an Madame Curie gewandt: „Ich wollte Ihre Arbeit nicht herabwürdigen. Im Gegenteil. Ich bin Ihr ehrlicher Bewunderer. Ich selbst habe es noch nicht weit gebracht mit meinen Entdeckungen. Ich spreche keine Fremdsprachen: Das heißt, ich muss bei jeder bahnbrechenden Erfindung aus dem Ausland erst auf die Übersetzung der Bücher warten, um mich zu informieren.“

„Auch ich spreche nur Französisch. So wird das auch mit mir nichts“, kicherte Odette Dupont. Die anderen Gäste fielen in das Lachen ein und nach einiger Zeit wandten sich die Gespräche wieder anderen Dingen zu.



„Französisch ist eure Muttersprache. Aber Polnisch sollte euch auch immer begleiten. Es ist die Sprache eurer Mutter und ihrer Vorfahren.“

Irène beobachtete Eve, die mit krakeligen Buchstaben „Później idę do szkoły“ notierte.

Eve war so anders als sie selbst. Viel offener, herzlicher und aufgeschlossener. Gedanken machte sie sich nur wenige. Selbst der Einbrecher von gestern war bereits wieder vergessen. Nicht so bei ihr, Irène. Sie hatte die halbe Nacht damit zugebracht, über den unheimlichen Vorfall nachzudenken. Wer war so frech, einfach so in ihren Garten einzudringen?

„Sluchasz mnie?“, fragte Marie Curie und riss damit Irène aus ihren Gedanken.

Irène fühlte sich ertappt.

„Excusez-moi, Mé“, haspelte sie.

„Po polsku, prosze!“

„Przepraszam.“

„Deine Aussprache wird immer besser, Irène“, sagte Marie Curie stolz. „Aber nun müssen wir uns beeilen, wenn wir noch rechtzeitig da sein wollen.“

Irène lächelte, denn sie freute sich auf weiteren Unterricht mit ihrer Mutter. An der Tür wartete bereits Mademoiselle Noisette mit einem Regenschirm bewaffnet auf Eve.

„Es wird schneien“, stellte Mademoiselle Noisette fest und zwang Eve in einen dicken Mantel. Eve quengelte, ließ sich dann aber doch von Mademoiselle Noisette auf die Straße und Richtung Schule ziehen.

Nachdem Madame Curie und Irène Frédéric aus dem Nachbarhaus abgeholt hatten, rieselten bereits die ersten dicken Flocken und sie beeilten sich, die Straßenbahn zu erreichen. Die beiden Pferde, die die Bahn zogen, schnaubten unter der Last, denn sie war wie jeden Morgen völlig überfüllt. Die nasse Kleidung der Menschen, die dicht an dicht gedrückt standen, dampfte und immer mehr Schnee fiel auf das blank polierte Straßenpflaster.

Als sie schließlich endlich die Sorbonne erreichten, zog Marie Curie den Kopf zwischen die Schultern und hastete weiter. Irène wollte ihr naheilen, als Frédéric sie am Ärmel festhielt.

„Oh, mon Dieu! Irène sieh doch nur!“

Irène blieb stehen und bemerkte dann, was Frédéric meinte. Es hatte sich eine riesige Menschenmenge vor der Sorbonne angesammelt. Trotz des starken Schneefalls standen sie in Trauben zusammen und diskutierten lautstark miteinander.

„Mé, warte!“, rief Irène.



Marie Curie aber hatte die Menge noch gar nicht wahrgenommen. In Gedanken war sie bereits bei ihrem Unterricht gewesen. Umso erstaunter sah sie nun das große Plakat, das einige Männer demonstrativ in die Höhe hielten.

„Keine Frauen an der Akademie!“, stand darauf zu lesen.

Marie Curie wirkte völlig unbeeindruckt.

„Guten Morgen, Madame Curie!“

Ein großer Mann mit breiten Schultern und waldendem Bart drängte sich grinsend an ihnen vorbei. Er tippte lässig an seine Hutkrempe und eilte weiter, während die Menschenmenge in Applaus ausbrach.

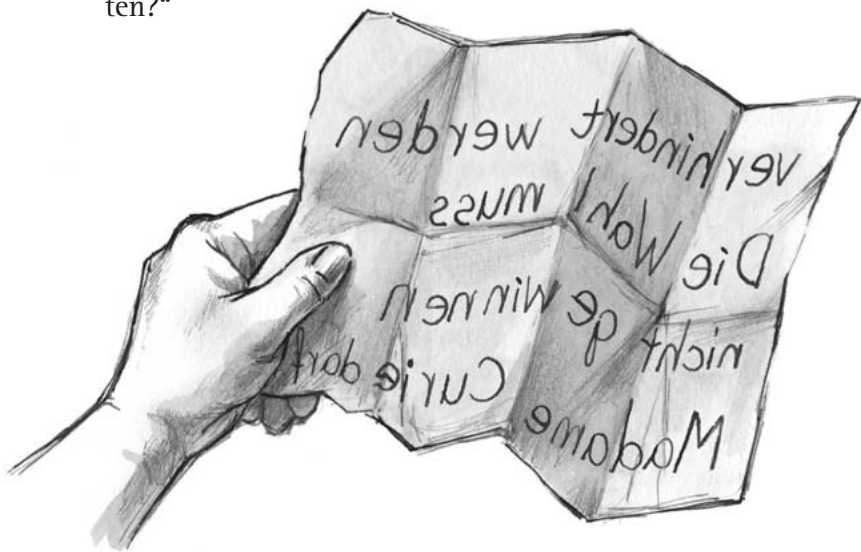
„Das war Edouard Branly“, flüsterte Frédéric.

„Egal, wir haben anderes zu tun, als uns über die-

sen Auflauf zu ärgern“, meinte Madame Curie bestimmt und sie versuchten, so unauffällig wie möglich durch die Menge in die Universität zu schlüpfen.

„Warte, Irène“, murmelte Frédéric und bückte sich, um einen durchweichten Zettel vom Boden aufzuheben.

„Der ist gerade aus der Tasche von einem der Anhänger Branlys gefallen. Aber was soll das bedeuten?“



*Kannst du die Geheimschrift entschlüsseln?*



## Das Experiment

„Madame Curie darf nicht gewinnen. Die Wahl muss verhindert werden!“, las Frédéric vor. Seine Stimme wurde mit jedem Wort, das er vorlas, leiser. Auch Irène starrte fassungslos auf das Papier. Eine dicke Schneeflocke ließ sich darauf nieder, zerschmolz und ließ die Tinte verlaufen.

„Schnell, steck den Zettel ein, bevor alles völlig unleserlich wird“, meinte Irène mit zitternder Stimme. „Wir müssen ihn Mé zeigen!“

Frédéric schob die Botschaft sorgfältig und mit spitzen Fingern in seine Tasche.

„Da vorne ist Mé“, sagte Irène und zog Frédéric mit sich durch die Menge vor der Universität. „Stell dir vor, Mé – man will deine Wahl verhindern!“, plapper-te sie los, kaum dass sie den Arkadengang erreicht hatten, in dem Marie Curie bereits ungeduldig auf die beiden wartete.

Madame Curie zog die Brauen hoch.

„Aber das ist doch offensichtlich, mon coeur. Diese vielen Menschen hier demonstrieren nicht zum Spaß.“

„Das meine ich nicht. Wir haben eine Botschaft ge-

funden, auf der steht, dass deine Wahl verhindert werden soll“, entgegnete Irène beinahe atemlos.

„Dann kann ich es auch nicht ändern. Sollen sie mich eben nicht wählen. Alles, was zählt, ist die Arbeit. Und der Unterricht“, sagte Marie Curie schließlich fröhlich.

Irène warf Frédéric einen verzweifelten Blick zu, während sie hinter ihrer Mutter in die Universität gingen. Frédéric zuckte nur hilflos mit den Schultern.

Lächelnd und ganz so, als wäre überhaupt nichts Erwähnenswertes geschehen, ging sie im Klassenzimmer zu ihrem Pult. Sie strich sich eine Strähne aus dem Gesicht und öffnete ihre Mappe.

„Lasst uns jetzt ein Experiment durchführen.“

Irène und Frédéric folgten mit den anderen Madame Curie an den Labortisch. Marie Curie goss zu aller Überraschung nur Wasser in einen Glaskolben, setzte diesen auf den Brenner und zündete die Flamme an.

